

»Man kann überall Frankfurter sein«

Ein Gespräch über Geist und Mobilität

Jaspers: Herzlich willkommen in Frankfurt, Herr Professor Moellendorf!

Moellendorf: Vielen Dank, ich freue mich, hier zu sein.

Frye: Ihr Familienname klingt deutsch. Waren schon Ihre Vorfahren mobile Menschen?

Moellendorf: Mein Urgroßvater kommt aus Deutschland. Er ist in der Mitte des 19. Jahrhunderts in die USA ausgewandert. Und er hat auch im amerikanischen Bürgerkrieg gekämpft, auf der Seite der Nordstaaten. Mein Großvater konnte noch Deutsch sprechen, aber mein Vater schon nicht mehr. Und ich habe es erst später gelernt.

Jaspers: Fühlen Sie sich jetzt ein bisschen so, als ob Sie nach Hause kämen?

Moellendorf: Nein, so weit würde ich nicht gehen. Aber vielleicht ist Deutschland Schritt für Schritt eine Heimat für mich geworden. Ich war schon einige Male als Gastwissenschaftler hier – unter anderem an der Universität Bremen. Und bis zum vergangenen Sommer habe ich für ein Jahr am Forschungskolleg Humanwissenschaften der Goethe-Universität in Bad Homburg gelebt und gearbeitet. Das war eine ganz wunderbare und produktive Zeit. Ich war dort Fellow auf Einladung von »Justitia Amplificata«.

Frye: ... einer Kolleg-Forscherguppe, die von der DFG an der Goethe-Universität gefördert wird.

Moellendorf: Richtig, und deshalb bin ich auch immer wieder von Bad Homburg zu Vorträgen, Semi-

Mit den politischen Philosophen Darrel Moellendorf, der neu aus San Diego an die Goethe-Universität berufen worden ist, und Rainer Forst, Co-Sprecher des Frankfurter Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen« und in diesem Wintersemester Gastprofessor an der New York University, sprachen Bernd Frye, Pressereferent des Clusters, und Ulrike Jaspers, Redakteurin von Forschung Frankfurt.



naren und Kolloquien nach Frankfurt gefahren.

Jaspers: Sie waren zuvor rund zehn Jahre an der San Diego State University und haben nun am Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen« die Professur für Internationale Politische Theorie übernommen. Das hat in Frankfurt für viel Freude gesorgt. Aber so ein Schritt – Sie sind mit Ihrer Frau und Ihrem 13-jährigen Sohn hierhergezogen – will ja auch gut überlegt sein. Können Sie uns einen kleinen Einblick gewähren, wie der Entscheidungsprozess innerhalb der Familie abgelaufen ist?

Moellendorf: Meine Frau und ich haben sehr viel darüber gesprochen. Und wir sind zu dem Schluss

gekommen, dass das Ganze nur klappen kann, wenn es auch für unseren Sohn okay ist. Unser Sohn geht seit Sommer vergangenen Jahres in Bad Homburg zur Schule, und wir wollten zunächst abwarten, ob er dort klarkommt und mit seinen Freunden glücklich ist. Wir haben ihm also zunächst gar nichts von dem möglichen Wechsel gesagt, um ihn nicht unter Druck zu setzen. Als es sich dann abzeichnete, dass er sich wohlfühlt, haben wir mit ihm darüber gesprochen. Und dann haben wir gemeinsam entschieden, hierherzukommen. Vielleicht darf ich noch hinzufügen, dass wir mit einem Hund nach Deutschland gekommen sind. Er ist auch mobil.

Frye: Lange Zeit kannte die Mobilität von Wissenschaftlern zwi-



schen Deutschland und den USA vor allem eine Richtung. Mittlerweile scheint es auch einen gegenläufigen Trend zu geben – deutsche Wissenschaftler kehren zurück, und amerikanische Forscher kommen nach Deutschland. Was meinen Sie, Herr Professor Forst: Haben die deutschen Universitäten aufgeholt?

Forst: Also zunächst einmal schließe ich mich der allgemeinen Freude darüber an, dass Darrel dem Ruf nach Frankfurt gefolgt ist. Ich bin darüber sehr glücklich und hätte mir niemand Besseren für diese Stelle vorstellen können. Zu Ihrer Frage: Es sind ja auch früher schon Wissenschaftler aus den USA hierherberufen worden. Aber es stimmt schon, Deutschland hat für profilierte Professoren wie Darrel Moellendorf, aber auch für Nachwuchsleute in der Tat an Attraktivität gewonnen. Das liegt einerseits daran, dass die Universitäten, insbesondere wenn sie in den Genuss von Clustern gekommen sind, Forschungszentren aufbauen können, die sehr gute Arbeitsmöglichkeiten bieten. Nicht zu unterschätzen ist ein weiterer Aspekt: Das deutsche Wissenschaftssystem hat sich nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften internationalisiert. Es gibt eine zunehmende Anzahl von Zentren mit einer kritischen Masse an international aktiven Kolleginnen und Kollegen, in denen sich Leute, die primär Englisch sprechen, wohlfühlen, und in denen ihre wissenschaftliche Produktivität gesteigert wird. Das ist

keine kleine Sache, denn die Geistes- und Sozialwissenschaften in Deutschland sollen und wollen natürlich auch weiterhin ihre Sprache und spezifischen Denkweisen pflegen; daher setzt dieses neue System ein hohes Maß an zweisprachiger Orientierung und Forschung voraus, das anstrengend, aber auch reizvoll und lohnend ist.

Moellendorf: Eine Hürde für Amerikaner und Engländer, die nach Deutschland kommen wollen, liegt ganz klar in der Sprache. Deutsche können schon ganz gut Englisch, weil sie es schon in der Schule gelernt haben. Aber die meisten Amerikaner und Engländer

in New York, an das Dartmouth College in New Hampshire und in der zweiten Jahreshälfte 2013 für einige Monate an die New York University. Haben Sie noch ein akademisches Heimatland? Oder sind Sie im »global village« der Wissenschaft zu Hause?

Forst: Frankfurt ist für mich immer Heimat geblieben, trotz vieler Stationen in den USA, aber auch in Berlin und anderen nicht ganz so langweiligen Orten. Ich bin von dort stets nach Frankfurt zurückgekehrt, die Stadt und die Universität sind für mich so eine Art Gravitationszentrum. Das hat wissenschaftliche und persönliche Gründe.



der hatten kein Deutsch in der Schule. Deshalb ist es für jemanden, der in den USA oder England aufgewachsen ist, sehr schwer, nach Deutschland zu gehen. Und was Rainer gesagt hat, ist richtig. Wenn es in Deutschland Zentren gibt, in denen auch auf Englisch gearbeitet wird und wo auch auf Englisch unterrichtet wird, ist es einfacher für Wissenschaftler aus den Staaten oder aus England.

Frye: Sie, Herr Professor Forst, haben immer wieder auch den entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Studien- und später Lehraufenthalte führten Sie beispielsweise an die Harvard University, wo Sie auf Empfehlung Ihres Lehrers Jürgen Habermas bei dem großen Gerechtigkeitsphilosophen John Rawls studiert haben, aber auch an die New School for Social Research in

Aber ich habe mich auch immer in den USA sehr wohlfühlt. Ich weiß noch, als ich das erste Mal ein Stipendium in den USA hatte, noch zu einem sehr frühen Zeitpunkt in meinem Studium. Ich habe dieses Jahr an der State University in New York sehr genossen und bin dann immer wieder in die USA gegangen – allerdings immer wieder an die Ostküste und am allerliebsten nach New York City, wie jetzt auch wieder.

Jaspers: In den vergangenen Jahren haben Sie viele lukrative Angebote bekommen. Ich erinnere mich noch, wie Sie mir 2007 erzählten, Sie könnten nach Chicago gehen und was das für eine tolle Chance sei, inklusive auch der Möglichkeiten für Ihre Familie. Sie fühlten sich damals ziemlich hin- und hergerissen. Welche beruflichen

und privaten Argumente waren für Sie ausschlaggebend, Ihren Forschungsstandort in Frankfurt und Ihren Lebensmittelpunkt im Taunus zu belassen?

Forst: Die Versuchung, in die USA zu gehen, gab es häufiger, vielleicht war dieser Ruf an die University of Chicago aber bislang die größte. Eigentlich hatte ich mich fast schon entschieden. Die University of Chicago ist eine wunderbare Universität. Die Schulsituation war sehr gut geklärt; meine Kinder waren damals kleiner als Darrels Sohn jetzt ist. Es bestand auch eine sehr gute Arbeitsmöglichkeit für meine Frau. Aber dann war es letztlich eine komplexe Zusammenballung von persönlichen, familiären Gründen, aber auch wissenschaftlichen Erwägungen, die mich im Herbst 2007 – der Cluster war uns gerade zugeschlagen worden – bewegen haben, hierzubleiben. Und ich habe es nicht bereut. Das, was wir seitdem hier machen und machen können, inklusive der Gewinnung solch hervorragender Kollegen, hat mich immer darin bestätigt, dass das eine gute Entscheidung war. Aber man denkt immer mal wieder darüber nach, das Leben geht weiter.

Jaspers: Oder man geht, wie in diesem Wintersemester, für einige Monate nach New York.

Forst: Ich konnte diese Fellowship-Einladungen eine ganze Weile nicht annehmen, weil hier so viel Aufbauarbeit zu leisten war. Solche Forschungszentren wie un-

seren Exzellenzcluster großzuziehen, ist ein bisschen so, wie Kinder zu haben in den ersten Lebensjahren. Aber jetzt mache ich das wieder, wenn auch erst einmal nur für ein Semester. Und der Einladung an das Wissenschaftskolleg zu Berlin, die ich seit Jahren vor mir herschiebe, werde ich vielleicht auch bald folgen.

Moellendorf: (lacht) Der Cluster kann also jetzt alleine laufen?

Forst: Ja klar, und jetzt bist du auch noch hier, da kann ja gar nichts mehr schiefgehen. Aber im Ernst: Gerade was den Cluster angeht, muss ich betonen, dass ich mit meinem Freund und Kollegen Klaus Günther einen wunderbaren Co-Sprecher habe. Und da ist diese Institution in allerbesten Händen, auch dank unserer famosen Geschäftsführerin, Frau Schmidt.

Frye: Im wissenschaftlichen Milieu sind häufige Ortswechsel normal – und zwar weltweit. Daneben gibt es wohl einen Unterschied zwischen den USA und Europa. In einer auf Europa bezogenen Studie heißt es: »Auch in Zeiten steigender Mobilitätsanforderungen zeigen sich die Menschen erstaunlich sesshaft: Sie ziehen selten über weite Strecken um und migrieren kaum.« In den USA dagegen scheint das anders zu sein. Deckt sich das mit Ihren Erfahrungen?

Moellendorf: Ich kenne in den Staaten wenige Leute, die als Erwachsene noch dort wohnen, wo sie geboren oder aufgewachsen

Zur Person



Prof. Dr. Rainer Forst, 49, ist Professor für Politische Theorie und Philosophie sowie einer der beiden Sprecher des Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen«. Im Jahr 2012 verlieh ihm die Deutsche Forschungsgemeinschaft den Leibniz-Preis, den renommiertesten und höchstdotierten Forschungsförderungspreis

Deutschlands. In der Begründung würdigte die Jury ihn als den wichtigsten deutschen politischen Philosophen seiner Generation mit internationaler Ausstrahlung. Zu seinen wichtigsten, allesamt auch ins Englische übersetzten Publikationen gehören: »Kontexte der Gerechtigkeit« (1994), »Toleranz im Konflikt« (2003), »Das Recht auf Rechtfertigung« (2007) und »Kritik der Rechtfertigungsverhältnisse« (2011). Forst promovierte bei Jürgen Habermas. Zahlreiche Auslandsaufenthalte führten ihn immer wieder in die USA, so auch Anfang der 1990er Jahre an die Harvard University zu Studien bei dem wegweisenden Gerechtigkeitsphilosophen John Rawls. Im aktuellen Wintersemester forscht Rainer Forst als »Senior Emilie Noël Fellow« an der New York University. Er ist zudem Co-Sprecher der DFG-Kollegforschergruppe »Justitia Amplificata« und Mitglied des Direktoriums am Forschungskolleg Humanwissenschaften in Bad Homburg.

rainer.forst@normativeorders.net

sind. Wir sind ein Land, in dem die Menschen auch mehrmals in ihrem Leben umziehen. Vielleicht gibt es in den USA eine andere Art von gesellschaftlicher Stabilität. Es gibt auf jeden Fall weniger Arbeitssicherheit in den Staaten. Man wechselt seinen Job häufiger als in Deutschland. Es ist manchmal auch so etwas wie ein Teufelskreis: Wenn jemand aus einer Familie umzieht, sehen die Verwandten auch keinen Grund mehr, am Heimatort zu bleiben, und ziehen ebenfalls fort. Das kann auch in die entgegengesetzte Richtung sein.

Jaspers: Dann löst sich solch ein Familienverbund also auf – zumindest, was die gemeinsame Anwesenheit an einem Ort betrifft.

Moellendorf: Ja, das schon. Aber es kann sein, dass sich eine Familie trotzdem noch sehr verbunden bleibt. Meine Schwester und mein Bruder zum Beispiel stehen mir nach wie vor sehr nahe. Wir unterhalten uns häufig über Skype oder per Telefon. Obwohl ich in Europa wohne, fühle ich mich nicht so weit von meiner Familie entfernt.





Frye: Der berühmte Philosoph Robert Pippin aus Chicago hat im Jahr 2010 bei einem vom Cluster veranstalteten Vortrag an der Goethe-Universität gesagt: »Frankfurt has always been known as a ›weltbürgerliche Stadt‹ for philosophy.« Gibt es in Zeiten der Globalisierung und Mobilität noch so etwas wie den »genius loci«, den besonderen Geist eines Ortes?

Forst: Es gibt nach wie vor Universitätsorte, die eine ganz bestimmte Atmosphäre und Identität haben. Frankfurt ist als Stiftungsuniversität fortschrittlicher Bürger entstanden. Zu dem weltoffenen Geist damals gehörte die Bereitschaft, auch jüdische Mitbürger zu Professoren zu machen. Wir feiern ja bald das 100-jährige Jubiläum und werden dessen gedenken. Und was unsere Fächer betrifft, ist in diesem Zusammenhang natürlich die Frankfurter Schule zu nennen. Man kann zwar nicht von einem engen Schulzusammenhang sprechen, der bis heute fortbesteht, aber von einer Tradition und von einem bestimmten Geist des Ortes kann man immer noch reden. Und gerade unser Cluster steht in dieser Tradition der Kritischen Theorie, bei aller Pluralität, die in dem Cluster auch vorhanden ist. Und deshalb ist Frankfurt immer noch der Name für einen Universitätsort, der in unseren Fächern ganz stark mit der Frankfurter Schule und dann eben auch mit Habermas und der ihm nachfolgenden Generation verbunden ist. Hier kommt einiges zusammen; und darauf bauen wir auf.

Jaspers: Herr Professor Moellendorf, welche Rolle spielte die Tradition und die Reputation Frankfurts für Ihre Entscheidung, hierherzukommen?

Moellendorf: Frankfurt hat eine bemerkenswerte Tradition. Davon habe ich natürlich gewusst. Aber für mich war der Exzellenzcluster ausschlaggebend. Als ich zum ersten Mal hier war und den Cluster kennengelernt habe, das war im Jahr 2010, habe ich gedacht: Das ist ja Spitze, hier fühle ich mich zu Hause. Aber natürlich besteht der Cluster auch deswegen, weil es diese Tradition gibt.

Moellendorf: Das kommt darauf an, welche Art Philosoph man ist oder sein will. Wenn man als politischer Philosoph über Menschenwürde schreibt, sollte man meiner Meinung nach schon ein bisschen von der Welt gesehen und Erfahrungen gesammelt haben, um zu verstehen, warum und unter welchen Umständen Menschen für ihre Würde kämpfen. Ich bin deswegen damals nach Südafrika gegangen, weil es so interessant war. Es war die Zeit der demokratischen Wende. Ich habe von 1996 bis 2002 an der University of Witwatersrand in Johannesburg gearbeitet. Es ist wichtig, Leute an



Frye: Sagt Ihnen folgendes Zitat etwas? »Eine solche Stadt, wie etwa Königsberg am Pregelflusse, kann schon für einen schicklichen Platz zur Erweiterung der Menschenkenntnis genommen werden.«

Moellendorf: Das könnte von Kant sein. Er hat in Königsberg gelebt.

Jaspers: Stimmt – und auf den Philosophen Immanuel Kant beziehen Sie beide sich in Ihrer Arbeit immer wieder. Kant soll Königsberg ja nie verlassen haben. Und seiner Meinung nach war das wohl, wie wir gerade gehört haben, auch gar nicht so notwendig. – Wären solch ein wissenschaftlicher Zugang, solch ein Forscherleben heute noch denkbar?

anderen Orten der Welt kennenzulernen und mit ihnen zu sprechen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Philosoph, der sich für solche Themen interessiert, auf das Reisen und den Austausch verzichten möchte.

Forst: Ich stimme dem zu, dass das, was Kant das »Weltwissen« genannt hat, für Wissenschaftler, nicht nur für Philosophen, ganz wichtig ist, also nicht nur das Schulwissen. Aber ich denke, man sollte für den guten alten Immanuel auch mal die Lanze brechen, insofern als geistige Mobilität wesentlich wichtiger ist als geographische. Es gibt ja auch Leute, die sehr viel reisen, aber dennoch von der Welt nicht viel mitbekom-

men. Wenn Mobilität überhaupt einen Vorteil hat, dann nur, weil sie den Geist erweitert. Und ein erweiterter Geist ist auch immer ein Geist, der gewisse Wurzeln hat. Auch in diesem Sinne ist noch etwas über die Sesshaftigkeit im Sinne einer Prägung zu sagen, wenn auch nicht unbedingt im geographischen Kontext. Sondern wenn man als Frankfurter groß geworden ist, kann man auch anderswo ein Frankfurter sein. (lacht)

Frye: Interessanterweise war es ja auch Kant, auf dessen Konzept des Kosmopolitismus sich die politische Philosophie seit einigen Jahren verstärkt bezieht. Einer Ihrer Forschungsgebiete, Herr Professor Moellendorf, ist denn auch der »Cosmopolitanism«. Würden Sie beide sich als philosophische Kosmopoliten, als wissenschaftliche Weltbürger bezeichnen?

Moellendorf: Zunächst zum Begriff des Kosmopolitismus, wie er im engeren Sinne in der politischen Philosophie verwendet wird: In diesem Zusammenhang bin ich Kosmopolit oder »Cosmopolitan«, weil ich der Meinung bin, dass wir gegenüber allen Menschen in allen Ländern »Duties of Justice«, Pflichten der Gerechtigkeit haben. Diese Pflichten beziehen sich also nicht nur auf Menschen, die wie wir Bürger eines bestimmten Staates sind. Die moralischen Pflichten erstrecken sich meiner Auffassung nach auch auf eine Verteilungsge-

rechtigkeit zwischen reichen und armen Leuten, unabhängig davon, ob sie Bürger des gleichen Landes sind. Denn jeder Mensch kann von uns Respekt einfordern. Dieser Respekt gebietet es, dass wir unsere gemeinsamen sozialen Institutionen rechtfertigen. Der Weltmarkt ist eine solche Institution. Um sie zu rechtfertigen, muss es eine gerechte Verteilung geben. Und das bedeutet auch, dass jegliche Ungleichheiten gegenüber den Nichtprivilegierten gerechtfertigt werden müssen. Was nun das Weltbürgertum in einem übertragenen Sinn betrifft, glaube ich schon, dass es einen globalen philosophischen Austausch gibt, zumindest was den Westen betrifft. Und auch wenn man die Idee des Kosmopolitismus, wie ich sie gerade skizziert habe, nicht unterstützt, nimmt man an diesem Weltgespräch teil. Aber ich möchte es noch einmal betonen: Weltoffenheit ist entscheidend. Wenn ich mit meinem Sohn spreche, sage ich ihm, dass es verschiedene politische Stile und Auffassungen gibt und dass er nicht denken soll, dass alles, was in den USA gemacht wird, am besten ist. Wir können viel von politischen Normen und Institutionen in anderen Ländern lernen. Diese Offenheit ist mir sehr wichtig.

Forst: Wir nehmen an einem wissenschaftlichen Gespräch teil, das Grenzen überschreitet. Dabei gibt es bestimmte Sichtweisen, bestimmte lebensweltliche und kul-

turelle Prägungen, aber auch Prägungen philosophischer Schulen. Das ist eine Bereicherung. Deshalb sollten wir darauf achten, dass die Begriffe, die wir verwenden, nicht zu eng sind und womöglich Gruppen ausschließen. Was Darrel und

Zur Person



Prof. Dr. Darrel Moellendorf, 52, ist seit diesem Sommer Professor für Internationale politische Theorie am Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen«. Er gilt als einer der international einflussreichsten politischen Philosophen mit dem Schwerpunkt auf Fragen globaler Gerechtigkeit. Zuvor lehrte er an der San Diego

State University, wo er auch das Institute for Ethics and Public Affairs leitete. Zu seinen einschlägigen Werken zählen »Cosmopolitan Justice« (2002), »Global Inequality Matters« (2009) und das demnächst erscheinende »The Moral Challenge of Dangerous Climate Change: Values, Poverty, and Policy«. Daneben ist er Mitherausgeber des »Handbook for Global Ethics« (im Erscheinen). Zu seinen Forschungsgebieten gehören globale Gerechtigkeit angesichts des Klimawandels, Fragen des gerechten Krieges, die Gerechtigkeit in Transformationssituationen, wenn es etwa darum geht, die Folgen eines gewaltsamen Konflikts oder einer Diktatur aufzuarbeiten, sowie Begründungsfragen in der politischen Philosophie. Moellendorf arbeitete vor seiner Zeit in San Diego an der California Polytechnic University und der University of Witwatersrand im südafrikanischen Johannesburg. Im Jahr 2012/2013 war Darrel Moellendorf auf Einladung der DFG-Kollegforschergruppe »Justitia Amplificata« Fellow am Forschungskolleg Humanwissenschaften der Goethe-Universität in Bad Homburg.

darrel.moellendorf@normativeorders.net



auch mir am Herzen liegt, ist eine Ausweitung des Gesprächs – gerade auch über Gerechtigkeit – mit Kolleginnen und Kollegen aus afrikanischen Ländern, aus Südamerika, aus Asien inklusive China. Dafür setzen wir Forschungsmittel ein, die wir zur Verfügung haben oder weiter anstreben; hinzu kommen die Mittel aus meinem Leibniz-Preis, die ich für das Thema »transnationale Gerechtigkeit« verwenden werde. All das soll uns dabei helfen, dieses Gespräch zu erweitern. Das scheint mir ganz wichtig, dass wir nicht der Versuchung erliegen, uns zu Weltbürgern zu erklären, aber immer nur mit unsersgleichen reden. ♦